

Wohnungslosenhilfe

Stärkt Menschen in Not

SONDERBEILAGE DER EVANGELISCHEN SONNTAGS-ZEITUNG

Diakonie 
Diakonisches Werk
für Frankfurt
und Offenbach



»Ich habe ein bisschen was durchgemacht«

Der 40-jährige Martin Wolf lebt in Frankfurt am Main auf der Straße und findet Unterstützung im WESER5 Diakoniezentrum

Etwa 400 Männer und Frauen sind in Frankfurt am Main obdachlos, Martin Wolf ist einer von ihnen. Beim Pfandsammeln erzählt er, was er auf der Straße erlebt.

Martin Wolf, der in Wirklichkeit anders heißt, zählt die Zeit auf der Straße in Wochen. Seit 19 Wochen hat er kein Dach mehr über dem Kopf, muss sich jeden Abend einen Schlafplatz auf der Straße suchen. Er weiß, welche Routen er gehen muss, um Pfandflaschen zu finden, denn Pfand ist seine Einnahmequelle. An diesem Herbstmorgen ist er unterwegs von seinem Schlafplatz im Frankfurter Bahnhofsviertel Richtung Zeil. Schaut in Abfallbehälter, erzählt. Richtig schlimm fand er es neulich an der Konstablerwache, als ein gut gekleideter Mann ihm eine Getränkedose vor der Nase wegschnappte: »Ich habe nicht verstanden, warum er eine Dose für 25 Cent einsteckt, so wie er aussah, mit Anzug und Einkaufstasche, verdient er gut und hat es nicht nötig, in jeden Abfalleimer zu gucken.« Die alte Frau mit Rollator, die kürz-

lich schneller nach einer Getränkedose griff, versteht er: »Viele haben wenig Rente und müssen sie aufbessern.«

Die kalte Jahreszeit hat Martin Wolf noch nicht auf der Straße erlebt, »ich bin gespannt, wie das im Dezember wird, wenn die Leute weniger trinken und weniger draußen sind, dann gibt es weniger Pfand, und die Pfandsammler werden immer mehr.« Gestern, an einem sonnigen Herbsttag, hat er nur 3,75 Euro eingenommen, sagt Wolf, schultert seine Plastiktasche mit Schlafsack und Decke und geht weiter. »Eine böse Schlepperei« ist es, wenn er noch seine drei Pullis, Zahnputzzeug und Pfand dabei hat. Wolf besitzt ein Bankkonto, aber jetzt, zur Monatsmitte, sind nur noch 20 Euro darauf und Geld am Bankschalter bekommt er nur, wenn jemand dort ist, der ihn kennt. Ausweise, Bankkarte, Führerscheine und das neue Handy, ein Geschenk vom Vater, wurden ihm auf der Straße gestohlen: »Ich bin nicht der Arnold Schwarzenegger.«

Auf dem Weg durch die Kaiserstraße erinnert sich Martin Wolf an den jungen Radfahrer, der ihm zwei Fischbagues

schenkte, an den jungen Mann, der ihm ein Döner gab, und an die Leute beim Thai auf der Zeil, die ihn zum Essen einluden. »Ich habe viele gute Erfahrungen.« Manchmal bieten ihm Leute an, bei ihnen zu wohnen, so wie eine Frau, die er kennenlernte, aber das klappte dann doch nicht. Ein Mann am Kiosk, wo er nach Pfand fragte, wollte mit ihm nach Spanien verreisen: »Ich wäre zwar froh, unterzukommen, aber das kam mir komisch vor, neulich hörte ich von einem Obdachlosen, den sie wohin mitgenommen und dann abgefackelt haben.«

Im Moment schläft Martin Wolf für zehn Nächte in einem der Notbetten im WESER5 Diakoniezentrum des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach. »Es ist gut, erstmal entspannt zu schlafen, den Schlafsack zu trocknen.« Gleich hat er einen Termin in der Sozialen Beratungsstelle des Diakoniezentums, den er auf keinen Fall verpassen will. Auf der Straße macht er momentan wenig die Augen zu, es ist ihm zu gefährlich, weil er schon mehrmals überfallen wurde. »Kürzlich hatte ich für sieben Euro Pfand dabei,

das ist viel Geld. Auf einmal habe ich jemanden über mir gespürt, der mein Pfand klauen wollte, ich habe es ihm aus der Hand gerissen.« Stattdessen schläft Martin Wolf tagsüber im Tagestreff Weißfrauen des WESER5 Diakoniezentums. »Da ist es einigermaßen geschützt, aber neulich haben sie mir da auch Klamotten geklaut, obwohl es dort Anziehsachen in der Kleiderkammer umsonst gibt.«

Wenn er wieder draußen schlafen muss, will Martin Wolf sich mit jemandem zusammmentun, der einen geschützten Schlafplatz kennt. Vor seiner Zeit auf der Straße hat er als Einzelhandelskaufmann gearbeitet, 15 Jahre im selben Unternehmen, danach in einer Zeitarbeitsfirma, dann war er arbeitslos. Martin Wolf besaß mal ein Haus, hat einen Bootsführerschein. Zu seiner Familie besteht im Moment kein Kontakt: »Ich habe ein bisschen was durchgemacht«, sagt er leise. Für das Alter hat er in guten Zeiten mit zwei Lebensversicherungen vorgesorgt. Doch die könne er sich frühestens in 20 Jahren ausbezahlen lassen. »Ob ich so lange durchhalte, da habe ich meine Zweifel.«

Etwas Sinnvolles zu tun, das macht etwas mit den Leuten

Das WESER5 Diakoniezentrum bietet wohnungslosen Menschen Hilfe und Perspektiven für ein selbstständiges Leben

Die Zahl der Wohnungslosen in Frankfurt am Main hat 2019 zugenommen. 7.900 Personen hat die Stadt in Übergangsunterkünften und Hotels untergebracht, unter ihnen sind 4.700 Geflüchtete. Auch die Zahl der Obdachlosen, die im Freien schlafen, in der B-Ebene am Eschenheimer Tor übernachten oder in Notübernachtungsstätten und Einrichtungen unterkommen, ist größer geworden. Jürgen Mühlfeld, Leiter des WESER5 Diakoniezentums des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach, geht von mindestens 400 Personen ohne Obdach aus. Dabei seien diejenigen nicht mitgezählt, von deren Schlafplätzen niemand weiß, »und das dürften nicht wenige sein«.

Mehr Nachfrage nach Hilfen

Menschen mit psychischen Erkrankungen, Menschen, die erwerbslos werden und wegen Mietschulden oder Alkoholproblemen die Wohnung verlieren, Frauen und Männer aus Osteuropa, die hier eine bessere Zukunft suchen – sie alle können in der Obdachlosigkeit auf Frankfurts Straßen landen.

Auch im Tagestreff Weißfrauen unter der Diakoniekirche im Frankfurter Bahnhofsviertel ist die Zahl der Besucherinnen und Besucher gestiegen. An einem Donnerstagvormittag klackern Würfel, Männer spielen an langen Tischen Backgammon. Am Küchentresen gibt es Frühstück für einen Euro. Ein älteres Paar holt sich zwei Teller voller Brot- und Wurstscheiben, Butter und Joghurt. Sie schimpfen, weil es schwer ist,



Matthias Roth, Leiter des Tagestreffs im Weser5 Diakoniezentrum

als Paar mit Hund gemeinsam unterzukommen. »Heute haben wir gut geschlafen in einem Keller in Bornheim«, sagt der Mann leicht sächelnd. An der Wand stehen ihre beiden Rollkoffer mit Schlafsäcken oben drauf.

Besucherkzahl steigt stetig

Matthias Roth arbeitet seit Februar 1997, also von Anfang an, im Tagestreff. Zu Be-

ginn kamen 30 bis 60 Menschen am Tag, heute sind es bis zu 200, erzählt der Diplom-Sozialarbeiter. Migrantinnen und Migranten sind ebenso darunter wie Menschen aus der Nachbarschaft, die im Tagestreff zusammen sitzen, die PCs nutzen und für kleines Geld essen. »Jeder kann in den Tagestreff kommen«, sagt Roth. »Die meisten sind uns Sozialarbeitern gegenüber sehr offen«. Mitarbeitende im Tagestreff sprechen polnisch, arabisch, rumänisch und bulgarisch, die Verständigung klappt.

Ein Handy für Notfälle

Geöffnet ist montags bis freitags ab 8.30 Uhr. Menschen ohne Obdach ruhen sich hier aus, in den acht Strandkörben mit Fächern für wertvolle Sachen wie Handys schläft immer jemand. »Ein Handy gehört zur Grundausstattung, weil Menschen auf der Straße in einer besonders gefährdeten Situation leben«, sagt Roth.

Wohnungslose engagieren sich

Besucherinnen und Besucher des Tagestreffs helfen freiwillig mit in der Küche, geben Anziehsachen in der Kleiderkammer aus oder machen sauber. »Sie wollen etwas zurückgeben«, sagt Roth lächelnd. Manche leisten auch Hilfsstunden ab oder arbeiten in einer Arbeitsgelegenheit. »Etwas Sinnvolles zu tun, Verantwortung zu übernehmen, das macht etwas mit den Leuten und gibt ihnen die Möglichkeit, wieder anzudocken«, sagt Roth. Die Soziale Beratungsstelle im WESER5 Diakoniezentrum, zu dem der Tagestreff gehört, berät von Wohnungslosigkeit Betroffene, die nach Lösungen suchen möchten. Allerdings gibt Matthias Roth zu bedenken: »Je länger jemand auf der Straße lebt, desto schwieriger ist es, wieder herauszukommen.« Und er beobachtet: »Bei uns gibt es immer mehr Leute, die Arbeit haben, aber keine Wohnung.« Wünschenswert seien mehr Freizeitmöglichkeiten für Wohnungslose und Menschen mit wenig Geld, mehr Angebote für Langzeiterwerbslose, damit diese etwas Sinnvolles tun können, und mehr Unterkünfte für Familien.

ZAHLEN UND FAKTEN

2018 wurden die Angebote im Tagestreff rund 38.850 Mal genutzt. Jeder Fünfte, der sich in der Sozialen Beratungsstelle beraten ließ, hat eine Arbeit, aber keine Wohnung. Und es wird immer schwieriger, jemanden, der den Weg von der Straße weg geschafft hat, in eine Wohnung zu vermitteln. 2018 gelang dies nur bei sieben Personen.

243 Schlafsäcke verteilte die Straßensozialarbeit, sechs Mal mehr als 2017. Die Notübernachtung des Diakoniezentums mit acht Betten war 2018 nahezu komplett ausgelastet. Bis zu 35 Personen schlafen im Winter im Tagestreff.

»Wir sehen, wie groß die Not ist. Gerade dann, wenn im Leben viel schiefgelaufen ist, stehen wir an der Seite der Menschen. In unseren diakonischen Einrichtungen in Frankfurt und Offenbach unterstützen wir sie dabei, wieder Perspektiven für ihr Leben zu entwickeln. Dies entspricht unserem christlichen Selbstverständnis. Um auf die verstärkte Nachfrage nach Hilfen angemessen reagieren zu können, ist das Diakonische Werk auf Spenden angewiesen«.



Pfarrer Dr. Michael Frase, Leiter des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach.

Vor der Tür der Teestube des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach an der Gerberstraße in Offenbach stehen Frauen und Männer und rauchen. Drinnen türmen sich Brezeln und Brötchen in Körben auf dem Tresen, alles vom Vortag, alles kostenfrei.

Seit 25 Jahren gibt es die Teestube der Diakonie in Offenbach, erzählt Einrichtungsleiter Thomas Quiring. Zwischen 70 und 100 Menschen pro Tag kommen vorbei. Manche schauen nur kurz rein, um sich Brötchen und Gebäck zu holen. Andere trinken Kaffee, lesen Zeitung, gucken fern und treffen sich wie in einem großen Wohnzimmer mit Freunden und Bekannten.

Es ist viel los in der Teestube, bis zu 19.000 Besuche wurden im Jahr 2018 ge-

Wie ein großes Wohnzimmer

Teestube der Diakonie in Offenbach wird viel genutzt

zählt. Es gibt PCs, um im Internet nach Jobs und Wohnungen zu suchen, Duschen, WCs, Waschmaschinen und Trockner. Nebenbei, im gut sortierten Kleiderladen, kaufen Familien Kleidung und Geschirr zu kleinen Preisen, in einer Extra-Abteilung hängt Markenware.

Auch die angeschlossene Fachberatungsstelle »ist hochfrequentiert«, sagt Thomas Quiring. Rund 13.300 Anfragen verzeichnete sie im Jahr 2018. Wohnungslose können dort eine Postadresse erhalten, um für Behörden und Arbeitgeber erreichbar zu sein. Oft geht es um Unterstützung

bei Behördenangelegenheiten, um finanzielle Hilfen, drohende Wohnungslosigkeit muss abgewendet oder eine neue Wohnung gesucht werden. Die Fachberatungsstelle vermittelt auch weiter an andere Stellen im Hilfesystem wie beispielsweise die Schuldnerberatung oder die Sprechstunden für Menschen ohne Krankenversicherung in einem Offenbacher Krankenhaus.

»In Offenbach leben sehr wenige Menschen auf der Straße, deutlich weniger als in Frankfurt«, sagt Quiring. Aber er erlebt täglich in der Teestube und in der Fachbe-

ratungsstelle, dass viele von Armut und Wohnungslosigkeit betroffen sind und dringend Unterstützung brauchen.

Damit Menschen mit wenig Geld auch am kulturellen Leben teilnehmen können, lädt die Teestube hin und wieder zu Museumsbesuchen und anderen Ausflügen ein. Eine Malgruppe trifft sich ebenso regelmäßig wie der Chor und die Spielgruppe. Alle zwei Wochen schneidet ein Friseur Haare, auch die Aktion »Barber Angels« kam schon mehrmals in die Gerberstraße 15.

Ein besonderes Highlight im Jahr ist das Weihnachtsessen, sagt Thomas Quiring. An festlich gedeckten Tischen duftet Essen und Geschenke für rund 100 Menschen sind liebevoll verpackt, wenige Tage vor dem Heiligen Abend.

Wir als Wohlstandsgesellschaft dürfen niemanden aufgeben

Der Sozialmediziner Professor Klaus Nouvertné forscht zu »Systemsprengern«



Es gibt keinen ungeeigneteren Lebensort für Menschen mit psychischen Erkrankungen als die Straße.

? Herr Professor Nouvertné, was macht es mit der Psyche eines Menschen, der ohne ein Zuhause ist, alle seine Sachen ständig mit sich herumtragen muss und nirgendwo einen Rückzugsort hat?

KLAUS NOUVERTNÉ: Viele Leute leben auf der Straße oder in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, weil sie psychisch krank sind. Andere werden erst krank durch das Leben auf der Straße. In jedem Fall gibt es keinen ungeeigneteren Lebensort für Menschen mit psychischen Erkrankungen als die Straße. Das Leben dort ist grausam und hart und psychisch Erkrankte sind oftmals sehr sensible Menschen, die dann in der Obdachlosigkeit auch noch vereinsamen. Sie sind vital gefährdet, das heißt, sie kämpfen wirklich um ihr Überleben.

? Es sind ja nicht nur Menschen mit psychischen Erkrankungen, die auf der Straße landen, sondern auch andere, daher nochmal die Frage: Was macht es mit Menschen, die so leben müssen?

NOUVERTNÉ (holt tief Luft): Das ist genau das Problem, ich kenne kaum Leute, die, der alten Treber-Philosophie folgend, freiwillig auf der Straße leben, sozusagen, um ihre Freiheit zu spüren. Dies ist eine Illusion, die verbreitet wurde und so weit ging, dass in der Nazizeit von Treber-Genen gesprochen wurde, was natürlich Unsinn ist. Jeder Mensch ohne Obdach wird sich verändern. Es ist leicht nachvollziehbar, dass es ganz schlimm ist, nicht zu wissen, wo komme ich heute Abend zur Ruhe, wo kann ich mich hinlegen und was wird mir da passieren. Obdachlose stehen unter enormem Druck, jeder, der so leben muss, übersteht das nicht, ohne krank zu werden. Spätestens innerhalb von vier, fünf Jahren entstehen schwerste körperliche Schäden, hier leisten die Straßenambulanzen hervorragende Arbeit.

? Welche Rolle spielen Suchterkrankungen?

NOUVERTNÉ: Wenn selbst gut situierte Menschen nicht von der Sucht loskommen, kann man sich vorstellen, was die Straße bedeutet, wo man vollkommen auf sich alleine gestellt ist, ohne finanzielle Mittel. Bei psychischen Erkrankungen behandeln sich manche Menschen selbst mit Alkohol, bei Psychosen beispielsweise werden die Stimmen, die manche hören, unter Alkoholeinfluss leiser. Und es gibt die viel größere Zahl der klassischen Alkoholiker, die infolge des Alkoholkonsums, etwa wegen Mietschulden, auf der Straße landen. Die große Mehrheit schafft es nicht, vom Alkohol loszukommen und dies ist auch eine Herausforderung für die Wohnungslosen-Einrichtungen in Frankfurt am Main. Es gibt glücklicherweise einige Einrichtungen, auch vom Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche, die sich dieser Leute annehmen, sonst werden sie meist aufgegeben und vergessen.

? Wie schätzen Sie die Möglichkeiten ein, dass obdachlose Menschen Hilfen annehmen?

NOUVERTNÉ: Mein Forschungsgebiet sind genau diese sogenannten „Systemsprenger“, die wir nicht erreichen, zu denen der Kontaktaufbau sehr schwer ist. An erster Stelle gilt es, das Überleben zu sichern. Das tun auch die Streetworkerinnen und Streetworker von WESERS, die Schlafsäcke ausgeben. Therapeutische Ziele kommen erst an zweiter Stelle. Ab und zu gehe ich mit Streetworkerinnen durch das Bahnhofsviertel und bekomme schwierige Klienten vorgestellt. Ich habe 50 Jahre Berufserfahrung, aber auch mir fällt es sehr schwer, zu diesen Menschen Kontakt aufzubauen, manchmal dauert es drei oder vier Jahre, bis das Eis gebrochen ist. Aber dazu gibt es keine Alternative, man muss ständig am Ball bleiben. Manchmal sind

Obdachlose so schwer krank, dass sie selbst keine Entscheidung treffen können.

? Haben Sie ein Beispiel dafür?

NOUVERTNÉ: Ein obdachloser Mann lebte mehr als 20 Jahre im Rhein-Main-Gebiet an einem Autobahnkreuz in der Wildnis, vollkommen vergessen. Der Kontaktaufbau gelang, als der Mann im Winter kein Trinkwasser mehr hatte, weil das Regenwasser, das er auffing, gefroren war. Er wurde fast 80 Jahre alt, aber schließlich war sein gesundheitlicher Zustand so schlecht, dass die Streetworker, die regelmäßig nach ihm schauten, einen Krankenwagen riefen. Er kam ins Krankenhaus und ist dort im vergangenen Jahr nach einiger Zeit seinen Krankheiten erlegen. Seine Tochter, die viele Jahre dachte, er sei bereits verstorben, hat ihn noch liebevoll umsorgt. Das Beispiel zeigt: Wir als Wohlstandsgesellschaft sind es den Betroffenen schuldig, wir dürfen sie niemals aufgeben und müssen ihnen die Würde zurückgeben, auch, indem wir sie fürsorglich belagern. Es wäre der Horror gewesen, wenn der Mann in der Wildnis alleine gestorben wäre.

? Welche Hilfen sollten Kommunen und Wohlfahrtsverbände anbieten und wie können sie besser zusammenarbeiten?

NOUVERTNÉ: Ich berate und coache seit Jahren die Frankfurter Wohnungslosenhilfe und habe einen deutschlandweiten Überblick. In Frankfurt herrscht eine sehr gute Zusammenarbeit zwischen der Sozialverwaltung, dem Gesundheitsamt und den Trägern der freien Wohlfahrtspflege. In Frankfurt gibt es ein Bemühen um jeden Einzelfall. Besonders gut ist, dass es in Frankfurt eine Liste der vital gefährdeten Personen gibt. Dafür nennen Sozialamt, Stadtgesundheitsamt und betreuende Einrichtungen gesundheitlich gefährdete Obdachlose in Frankfurt am Main. Sie werden

im Winter vom Kältebus ein bis zwei Mal pro Nacht besucht, um ihnen Hilfe anzubieten. Das ist ein ganz wichtiges Konzept, ich kann das gar nicht genug loben und rate auch anderen Städten dazu.

? Was brauchen wir noch in Frankfurt am Main?

NOUVERTNÉ: Wir brauchen niederschwellige Angebote, wo die Leute nicht rausfliegen, wenn sie trinken oder sehr verrückt sind. Natürlich gibt es auch da Grenzen, aber sie sollten niedrig sein. Man muss sich klarmachen: Eine Wohnungsloseneinrichtung ist kein Zuhause, es herrscht ein sehr raues Klima. Letztendlich geht es darum, den Leuten so viel Empowerment, soviel Stärke zu geben, dass sie sich ein Stück Identität und Selbstbewusstsein wieder aufbauen können.

? Welche Rolle spielt denn Einsamkeit, also das Losgelöstsein von freundschaftlichen Beziehungen?

NOUVERTNÉ: Bei vielen psychisch Erkrankten ist dies sehr ambivalent. Sie halten Nähe zu anderen häufig nicht aus, weil sie hochsensitiv sind und diese Nähe den Kopf, der sowieso schon voll ist, noch voller macht. Sie sind Einzelgänger und kommen auch mit Einrichtungen, die viel in Gruppen arbeiten, nicht zurecht. Es gibt aber auch Menschen mit Persönlichkeitsstörungen, die unter Einsamkeit sehr leiden und gerne eine Bühne haben, wo sie auftreten können. Wegen der großen Unterschiede kommen wir nicht umhin, uns jeden Einzelnen anzugucken, und eine individuelle Hilfeplanung zu machen.

? Was bedeutet es umgekehrt, wenn sich Freunde und Familie jemandem wieder zuwenden?

NOUVERTNÉ: Das spielt eine sehr wichtige Rolle. Wir unterschätzen allerdings oft, welchen Leidensdruck auch die Angehörigen spüren. Sie haben Erkrankungen und Verrücktheiten oft jahrelang ausgehalten. Irgendwann scheiterte das und sie brachen den Kontakt ganz ab. Wir müssen Angehörige entlasten und ihnen die Schuldgefühle nehmen. Obdachlose wiederum schämen sich oft dafür, dass sie auf der Straße leben. Es ist enorm wichtig, ihnen Kraft und Würde zurückzugeben und ihre Selbstheilungskräfte zu fördern.

Interview: Susanne Schmidt-Lüer

Klaus Nouvertné ist emeritierter Professor für Sozialmedizin und arbeitet in einem vom Europäischen Sozialfonds geförderten Projekt mit, das erforscht, wie die Arbeit mit „Systemsprengern“ erfolgen kann. Zudem engagiert er sich freiberuflich als Projektberater und Fortbilder im Bereich Sozial- und Gemeindepsychiatrie. In Frankfurt am Main bildet Nouvertné Mitarbeitende der Wohnungsnotfallhilfe fort.

Für Frauen auf der Straße ist es immer gefährlich

Die Diplom-Sozialpädagogin Katrin Mönnighoff-Umstätter ist Expertin, wenn es um Obdachlosigkeit von Frauen geht

Eine ältere Frau sitzt kerzengrade unter den Platanen auf der Zeil. Ein braunes Tuch umhüllt ihre Beine, ein Pappbecher steht vor ihr auf dem Pflaster. Als eine Passantin sich hinunterbeugt und Münzen in den Becher legt, schaut die Frau auf. Ihre Augen sind klar und blau, sie neigt sich leicht nach vorne und sagt »Danke«.

Es sind nicht viele Frauen, die in Frankfurt auf der Straße sitzen, sie fallen viel mehr auf als Männer, die ihre festen Plätze in der Nähe der Zeil und anderswo haben. Aber fast jede dritte Wohnungslose in Deutschland ist eine Frau, schätzt die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe. Allein in Frankfurt am Main sind gut 1000 Frauen wohnungslos, sie leben nach Angabe des Sozialdezernats in verschiedenen Unterkünften im Stadtgebiet. Etliche weitere Frauen sind ebenfalls ohne Wohnung, schätzt die Behörde. Sie schlüpfen bei Bekannten oder Freundinnen unter und kommen in keiner Statistik vor.

Schamgefühl bei der Pfandsuche

»Für Frauen ist es sehr bedrohlich, auf der Straße zu schlafen«, sagt Katrin Mönnighoff-Umstätter. Die Diplom-Sozialpädagogin leitet »Hannah – Wohnen für Frauen«, eine Unterkunft mit 20 Appartements und zehn Notbetten des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach. Mönnighoff-Umstätter sitzt in ihrem Büro, unweit der Konstablerwache. Sie und die übrigen Mitarbeiterinnen hören immer wieder von Frauen, wie sehr sie sich dafür schämen, auf der Straße sitzen zu müssen und wie schlimm es ist, wenn andere dabei zuschauen, wie sie nach Pfand in Abfallbehäl-



Katrin Mönnighoff-Umstätter leitet »Hannah – Wohnen für Frauen«

tern suchen. »Eine Frau geht extra morgens um halb fünf los, um nicht gesehen zu werden«, sagt Mönnighoff-Umstätter.

Frauen, die wohnungslos sind, achten meist auf ihr Äußeres. Es ist ihnen nicht anzusehen, dass sie kein Geld und keine feste Bleibe haben. Sie duschen im Schwimmbad, gehen in Drogeriemärkte, um sich zu schminken. Manche gestehen sich nicht ein, wohnungslos zu sein. Sie schlafen bei Bekannten, erzählen denen, sie hätten einen Wasserschaden oder denken sich andere Geschichten aus. Bei vielen Frauen endet das Hilfsangebot in einer ungewünschten sexuellen Beziehung.

Mönnighoff-Umstätter kennt die Schicksale von Frauen, die wohnungslos

sind, und immer mal wieder ein paar Nächte auf der Straße verbringen müssen. 18 war die jüngste, Mitte 80 die Älteste, die bei »Hannah – Wohnen für Frauen« nach einem Bett fragte. »Viele Frauen haben Gewalterfahrung, eine Frau wurde von einem Menschenhändlerring aus einem fahrenden Auto geworfen, sie erlitt schwere Kopfverletzungen.« Frauen, die zwangsverheiratet werden sollen, kommen zu Hannah, Frauen mit Depressionen, Frauen, die eine Zwangsräumung hinter sich haben.

Neben den 20 Apartments, in denen Frauen zwei Jahre bleiben können, gibt es bei »Hannah – Wohnen für Frauen« zehn Notbetten. Sie sind immer belegt. Mal bringen Polizisten nachts eine Frau, der häusli-

che Gewalt widerfuhr, mal ruft das Sozialamt oder eine Justizvollzugsanstalt an, mal melden sich Beratungsstellen oder Tagestreffs für Obdachlose, mal klingeln Frauen direkt. Hannah ist 24 Stunden geöffnet, aber ein freies Notbett für zehn Tage zu erhalten, ist Glückssache. »Wir bräuchten noch mehr Notbetten, damit wir mehr Frauen von der Straße bekommen«, sagt Mönnighoff-Umstätter.

Frische Sachen aus der Kleiderkammer

Eine junge Frau tuscht sich im Flur bei »Hannah – Wohnen für Frauen« vor einem Spiegel die Wimpern. Helle Ledersofas und Holztische stehen im Gemeinschaftsraum, in der offenen Küche spült eine junge Frau mit bunten Haaren ihr Geschirr. »Viele Frauen kommen mit Nichts zu uns, holen sich erstmal aus der Kleiderkammer frische Sachen. Wir geben ihnen Unterwäsche und Duschgel, Shampoo und Spülung, Bodylotion, Zahnbürste und Zahnpasta sowie Waschpulver, um ihre Sachen zu waschen.« Die meisten wollen erstmal die Zimmertür hinter sich schließen und Ruhe finden, denn auf der Straße gibt es keinen Rückzugsort.

Die Chance, das Leben zu verändern

Rund 80 Prozent der Frauen in der Notübernachtung sind bereit, sich beraten zu lassen. Manche kommen mit Tüten voller Unterlagen, stehen enorm unter Druck, weil sie etwas verändern möchten. Die übrigen 20 Prozent erhalten sechs Monate später eine neue Chance – auf ein Notbett und auf die Möglichkeit, ihrem Leben eine Wendung zu geben.

Ein Ort zum Auftanken

Im Tagestreff 17-Ost kommen Frauen zur Ruhe und lassen sich beraten

»Hier, in der Diakonie, kann die Seele aufatmen.«

So beschreibt eine Besucherin den Tagestreff 17-Ost im Zentrum für Frauen des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach. Manchmal sind es 60 Frauen am Tag, die im Haus am Alfred-Brehm-Platz duschen, in der Küche Essen kochen oder am PC recherchieren.

In den Tagestreff 17-Ost kommen Frauen, die im Auto übernachteten oder im War-

tehäuschen an der Bushaltestelle, die auf der Couch bei Freunden schlafen oder am Frankfurter Flughafen unterschlüpfen.

Im Tagestreff gibt es Tee und Kaffee und einen Garten. Yoga und Feldenkrais stehen regelmäßig auf dem Programm. So können Frauen lernen, wieder mehr auf den eigenen Körper zu achten.

Die Zahl der Besucherinnen des Tagestreffs 17-Ost hat sich in den vergangenen Jahren verdoppelt. Sozialarbeiterinnen stehen für Gespräche zur Verfügung. Weil vie-

le Frauen psychisch labil sind, gibt es an jedem Dienstag psychologische Beratung. Migrantinnen können ihr Deutsch verbessern oder »Deutsch von Anfang an« lernen.

Wieder auf die Beine kommen

Bei »Lilith – Wohnen für Frauen« im gleichen Haus leben 28 Frauen in Einzelzimmern, sie können bis zu zwei Jahre bleiben. Mit sechs anderen Frauen teilen sie sich Küche, Bad und Gemeinschaftsraum. Man-

che Frauen waren ein, zwei Jahre wohnungslos, bevor sie bei Lilith aufgenommen wurden. Hier werden sie dabei unterstützt, ihre Schulden zu regulieren, fehlende Papiere zu besorgen, Anträge zu stellen oder zum Arzt zu gehen. Lilith ist ein Ort, an dem Frauen wieder auf die Beine kommen können, um ein selbstständiges Leben zu führen. Der Auszug wird oft dadurch erschwert, dass auf dem angespannten Frankfurter Wohnungsmarkt keine passende Bleibe zu finden ist.

Spenden Sie für Menschen in Not

Herzlichen Dank!

Empfänger: Diakonisches Werk Frankfurt und Offenbach

Evangelische Bank eG, IBAN: DE11 5206 0410 0104 0002 00, BIC: GENODEF1EK1; Verwendungszweck: Obdachlosenhilfe 20

Online-Spenden sind möglich unter www.diakonie-frankfurt-offenbach.de

Das Diakonische Werk für Frankfurt und Offenbach ist mit dem PCI DSS Gütesiegel zertifiziert.

IMPRESSUM



EVANGELISCHE KIRCHE
IN FRANKFURT UND OFFENBACH

Beilage in der Evangelischen Sonntags-Zeitung.

V.i.S.d.P.:

Evangelischer Regionalverband Frankfurt und Offenbach
Fachbereich II Diakonisches Werk für Frankfurt und Offenbach,
Kurt-Schumacher-Straße 31, 60311 Frankfurt am Main,
Leiter: Dr. Michael Frase.

Konzept und Redaktion:

Susanne Schmidt-Lüer, Dagmar Keim-Hermann;

Texte: Susanne Schmidt-Lüer;

Fotos: Christoph Boeckheler, Rolf Oeser (Porträt Seite 2)